Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 37 Bremen-Berlin, den 10. September 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Segen des Leides. Von L. Müller-Contelle. — Der deutsche Protestantenverein. III. Von D. Hönig. — Die religiösen Probleme der Großstadt. Von Claßen. — Eine Schweizer Korrespondenz. Von J. R. Egg. — Eine Geschichte vom Religionsunterricht. — Vom Büchertisch.

Segen des Leides.

Ev. Matth. 5, 4. „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

Wohin wir blicken, sehen wir Leid um uns, das ist von jeher so gewesen und wird immer so bleiben. Das Leid kann man nicht fortschaffen aus der Welt, mögen noch so viele Wohltätigkeitseinrichtungen erstehen und mag Tausenden von Menschen in der äußeren Not geholfen werden. Leid gehört zum Menschen, denn es ist ihm von Gott gegeben. Es ist nur die Frage, wie er es auf sich anwendet. Und es ist nicht immer nur äußeres Leid, manchmal sieht man es garnicht. Und wo man es am allerwenigsten vermutet, da ist es zu finden. Das ist allbekannt, und solchem Leid ist auch nicht mit äußeren Mitteln, ja oft mit keinem Mittel irgend welcher Art zu helfen. Leid tragen wir alle ob reich oder arm, ob hoch oder niedrig, aber wie verschieden tragen wir es! Ist es nicht meist ein willenloses Ergeben in sein Schicksal, weil man's einmal nicht ändern kann, oft sogar ein Hadern mit Gott? Dann gilt allerdings nicht das Vorwort: „Selig sind", die Leid tragen.

Offenbaren diese Worte nicht die Vorzüge des Unglücks? Zwar ist der erste Eindruck, den sie auf uns machen, ein anderer. Man kann eben nur durch Erfahrung zu solcher Ansicht kommen; je mehr wir das Leid als den Weg zum Vater ansehen, umso eher werden wir zu der Erkenntnis kommen, daß auch hier seine Liebe es ist, die uns schwere und dunkle Wege gehen läßt. Prüfungen läutern den Charakter besser als Genuß des Lebens. Glücklichsein ist nicht die Hauptsache, Gutsein ist mehr wert als Glücklichsein im gewöhnlichen Sinne verstanden, denn wenn Leid und Schmerz auf die sittliche Kraft des Menschen und auf sein Herz Gutes ausüben, so liegt im Versagen des Glücks ein Beweis von Gottes Liebe.

„Denn sie sollen getröstet werden!" Leid, auf die rechte Weise getragen, mit freudiger Ergebung in Gottes Willen, kann uns edler machen, unsere besten Charakterkräfte entwickeln. Man muß nur nicht gleich den Mut verlieren, wenn's anfangs nicht schnell vorwärts geht. Tränen können ein herrliches Werk an dem inwendigen Menschen vollbringen. Unsere Fehler, unsere Irrtümer, unsere Sorgen werden oft wunderbar durch die Macht Gottes und die Zeit in Segnungen verwandelt, aber man muß das selbst erfahren wollen. Denn alles ist im Lauf der Zeit zum Segen geworden, selbst der Fluch über Mann und Weib. Aber Wolken und Dunkel werden nicht ewig währen, auch das tiefste und schwerste Leid hat ein Ende, und je freudiger wir es tragen im Vertrauen auf Gottes Vaterliebe, umso mehr werden wir's erfahren: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

Nicht dich grämen,
Unter Tränen
Finden Kraft in dem, das bleibt,
In dem tröstlichen Gedanken,
Daß auch Leiden, die nicht wanken,
Fördern deiner Seele Heil. —

L. Müller-Contelle.

Der deutsche Protestantenverein. III.

IV. Der Protestantenverein in Gegenwart und Zukunft.

Was ist nun der Erfolg der vierzigjährigen Arbeit des Protestantenvereins? Was ist von ihm zu erwarten für Gegenwart und Zukunft? Gehört sein Grundgedanke einer vergangenen Zeit an, die nicht mehr wiederkehrt? oder ist es einer der Gedanken, die immer neu bleiben? Ist seine Methode eine veraltete, unbrauchbare geworden oder ist sie wert, von neuem Beachtung zu finden?

Es wird nicht an solchen fehlen, die sagen: der Erfolg dieser Bestrebung ist Null; warum noch weiter erhalten, was nutzlos ist, vielleicht sogar schädlich ist? Die Geschichte hat erwiesen, daß hier ein falsches Prinzip zur Anwendung kam, wir müssen die Aufgabe anders anfassen, das Ziel muß anders definiert werden, die Mittel müssen andere sein.

Es ist nun nicht zu bezweifeln, daß der Verein die Verwirklichung seiner großen Aufgabe nicht erreicht hat. Er hat „die Versöhnung von Kirche und Kultur" zum Ziel gesetzt: man wird nicht sagen können, daß dieser große kulturgeschichtliche Prozeß innerhalb der letzten vierzig Jahre eine erhebliche Förderung erfahren habe. Die Kluft, die sich zwischen Zeitbildung und kirchlichem Glauben geöffnet hat, ist in dieser Zeit nicht kleiner, vielleicht aber größer geworden. Vor vierzig Jahren gab es noch unter den Gebildeten viele, deren Bildung noch in der Philosophie wurzelte, die in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Geister beherrscht hat und solche, die von dem idealistischen und religiösen Zug, der von den Befreiungskriegen herkam, beeinflußt waren, sie waren für ein Versöhnungswerk, wie es der Protestantenverein anstrebte, empfänglicher gestimmt als die unphilosophische, naturwissenschaftliche Periode, die

darauf gefolgt ist. Inzwischen hat sich die darwinisch-mechanistische Weltanschauung in die Gemüter tiefer gegraben; Skeptizismus im Denken und Pessimismus im Leben sind fortgeschritten; unterdessen hat Nietzsche seinen Thron bestiegen und hat Häckel seine „Tausende" in die Welt gesandt. Aber diese Erfahrung ist kein Einwand gegen den Protestantenverein. Das war niemals seine Meinung, daß er eine Aufgabe löse, die Jahrhunderte braucht, daß er eine Kluft ausfülle, die schon seit einem Jahrhundert das geistige Leben der Nation durchzieht und eine Heilung herbeiführe, die nicht in Jahrzehnten geschieht und überhaupt nicht gemacht werden kann, sondern nur durch einen langsamen, stillen Prozeß erreicht wird. Die Aufgabe des Vereins konnte nur die sein, die Diagnose zu stellen von einem Zustand, der in steigender Weise religiöse Gemüter mit ängstlichen Gefühlen erfüllen muß, und darnach das Ziel festzustellen, das bei allen Bestrebungen ins Auge zu fassen ist. Diese Aufgabe hat der Verein, namentlich durch R. Rothe, mit einer Klarheit und Bestimmtheit gelöst, für die man ihm danken muß. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Erkenntnis eines Krankheitszustandes ins allgemeine Bewußtsein dringe, daß weite Kreise wissen, wie Zustände geworden sind, die so beängstigen müssen, daß sie die Natur dieser Zustände kennen und sich nicht einfach von ihnen beherrschen lassen, daß alle für eine Lösung interessierten Menschen wissen, wo sie ihre Blicke hinzulenken haben, wo sie die Richtlinie ihres Wollens, Hoffens und Handelns finden. Die Ergriffenheit, namentlich auch in Laienkreisen, mit der meist die Vorträge und Aufsätze Rothes über dieses Thema aufgenommen worden sind, beweist nicht nur, daß sie das Richtige getroffen haben, sondern daß der Hinweis auf die entscheidende Ursache für viele von einer befreienden Wirkung war.

Wo es sich um große Ziele handelt, da darf aus der allerdings immer bitteren Erfahrung, daß ein großer, sichtbarer Erfolg nicht erreicht wird, niemals auf die Entbehrlichkeit einer Bestrebung geschlossen werden. Hier gilt das: „ich kann nicht anders, Gott helfe mir"; hier hat ein Idealismus seinen notwendigen Platz, der sagt: „ich glaube, darum rede ich." Mit anderen Bestrebungen ähnlicher Art verhält es sich nicht anders. Oder hat der Evangelische Bund die Macht und den Einfluß Roms gebrochen? Sind die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland durch ihn günstiger geworden? Ist es ihm gelungen, in die großen Massen ein stärkeres protestantisches Bewußtsein zu bringen, das sich z. B. auch im politischen Leben äußert? Und doch wird niemand, der seine Bestrebung teilt, sagen, er könne gehen. Hat die innere Mission eine Hebung unserer religiösen und sittlichen Zustände zu stande gebracht? Haben ihre vielgestaltigen, rastlosen Unternehmungen, von denen der Nächstenliebe abgesehen, haben die Evangelisations- und anderen Bestrebungen einen Erfolg im Großen gezeigt? Man muß es bezweifeln. Haben die christlich-sozialen Bestrebungen viel zur Besserung der Verhältnisse, zur Lösung der sozialen Gesamtfrage beigetragen? Man wird es nicht sagen können. Und doch wird allen diesen Bestrebungen das Recht und die Notwendigkeit niemand abstreiten, der ihre Ziele billigt. Hier heißt es eben: arbeiten und nicht müde werden; arbeiten nicht um des Lohnes willen, sondern weil man nicht anders kann; arbeiten, auch wo man keinen Erfolg sieht. Das große Ziel aller Bestrebungen, die in der Linie einer Versöhnung der Kirche und des allgemeinen Bildungslebens liegen, ist durchaus von dieser Art; es liegt weit und hoch, aber keiner, der es kennt, kann sich von der Pflicht befreien, dafür zu arbeiten.

Aber ist nicht der Gedanke „Versöhnung von Kirche und Kultur" ein verfehlter? Diese Meinung besteht bekanntlich nicht nur in orthodox kirchlichen Kreisen, die behaupten, daß der Protestantenverein den christlichen Glauben an die Kultur verrate, sondern auch in modern denkenden Kreisen, wo man skeptisch fragt: Ist denn die Möglichkeit einer Versöhnung vorhanden? Ist auch das Bedürfnis vorhanden? Sind beide Lebensmächte nicht zwei Lebensgebiete, die ganz verschiedenen Gesetzen unterliegen, sich also verschieden entwickeln, sich aber auch nirgends berühren, nirgends also einander stören, wenn jedes innerhalb seiner Grenzen bleibt? Hat nicht das religiöse Leben sein selbständiges Gebiet, sein selbständiges Recht, das einer Unterstützung von anderer Seite nicht bedarf? Ist es andererseits nicht hoffnungslos, von der Naturwissenschaft zu erwarten, daß ihre Ergebnisse sich dem religiösen Bedürfnis annähern? Müssen diese nicht mechanistisch und materialistisch ausfallen? Werden wir nicht auf jede Glaubensgewißheit und Glaubensfreudigkeit verzichten müssen, wenn wir auf eine Versöhnung so grundverschiedener Lebensmächte warten sollen? Es ist nun nicht zu verkennen, daß auch dieser Auffassung das Ziel, das uns beschäftigt, nicht fehlt. Eine liberale oder moderne theologische Richtung ist schon als solche aus einem Versöhnungstrieb hervorgegangen, aus einem Trieb, modernes Denken und christlichen Glauben zu verbinden, sie würde sich selbst verleugnen, wenn sie den Gedanken eines Ausgleichs verleugnen wollte, dem sie selbst entsprungen ist. Aber gewiß ist, daß aus einer so skeptischen Stimmung der Protestantenverein nicht hervorgegangen wäre, keine Unternehmung mit der Losung: Versöhnung von Kultur und Kirche. Es wird ihr das Bedürfnis, in diesem Sinne Propaganda zu machen, das Aggressive und Agitatorische fehlen, ohne das ein Unternehmen nie zur Tat wird, es wird ihr fehlen, weil ihr der Glaube fehlt, das Vertrauen zur Sache, zu ihrer Wahrheit und Wichtigkeit, zu ihrer Bedeutung und Kraft.

Der Protestantenverein wird aber wohl recht behalten mit seinem Kampf um die Versöhnung zweier gespaltener Kulturgebiete, von denen wir keines entbehren können. Die Einheit des Menschengeistes wird ihr Recht fordern. Sie wird immer fordern entweder Aufhören des bildungsfeindlichen Glaubens oder Rückkehr der Kultur auf eine frühere Stufe oder Versöhnung. Oder soll auch die Menschheit sich in zwei Klassen scheiden, in Menschen, die den Glauben haben, und Menschen, die der Wissenschaft folgen? Schon jetzt scheint uns ein sich immer mehr aufdrängendes unverkennbares Bedürfnis die Geister zu beeinflussen, den Dualismus der Erkenntnis zu überwinden und wieder eine gemeinsame Basis der Erkenntnis aufzufinden, eine Grundlage, die die gleiche ist für religiöses Erkennen wie für jedes andere. Zwei starke Bedürfnisse drängen vor allem dahin: das pädagogische und das apologetische. Jede dahin zielende Arbeit muß fruchtlos bleiben, wenn sie sich nicht auf dem Boden aufbaut, der für alles geistige Leben gültig ist.

Nun kommt aber praktisch nicht einmal viel darauf an, wie man das letzte Ziel der Bestrebungen näher bestimmt; die Formulierung kann verschieden versucht werden; im großen Ganzen schien uns jeder andere Versuch derart nur eine andere Fassung für den Grundgedanken des Protestantenvereins. Aber die Hauptsache ist die Tätigkeit, diese aber ergibt sich von selbst aus den Bedürfnissen. Infolge der wissenschaftlichen Fortschritte der Zeit entsteht eine neue Theologie, das Recht ihres Daseins wird bestritten, sie muß sich es erkämpfen: das ist die Tatsache, die alles weitere gibt. Es frägt sich: verzichtet man auf das Recht, das nicht willig gegeben wird, oder verzichtet man nicht? Wehrt man sich seiner Haut, oder tut es nicht? Will man es auf den einzelnen Fall ankommen lassen, daß man sich zur Wehr setzt, oder will man den Widerstand organisieren? Will man nur mit den Mitteln der Wissenschaft kämpfen oder mit Zuhülfenahme der öffentlichen Meinung? Alle diese Antworten finden bekanntlich ihre Bekenner.

Im ganzen hat die theologisch-liberale Richtung ein geringes Selbstgefühl, nur ein bescheidenes Maß von Willen, ihr Recht geltend zu machen oder gar aggressiv vorzugehen, ein noch bescheideneres Maß von Gemeinschaftsgefühl und Streben nach gemeinsamer Interessenvertretung. Sie hat sich meist so gut es ging, hineingefügt, hineingedrückt in das Bestehende, mit dem ängstlichen, überbescheidenen Gefühl, das Menschen haben, wenn sie sich auf einem Boden befinden, wo ihr Recht zweifelhaft ist. Man hat möglichst verzichtet,

möglichst geschwiegen. Jede Organisation, alles was nach Parteinahme aussah und was an politische Verhältnisse erinnern könnte, begegnete einer weit verbreiteten Scheu. Ist Parteiorganisation nicht der Aufgabe, die die Kirche hat, unwürdig? Hat Parteinahme nicht etwas Gehässiges, etwas Entsittlichendes? Ruft Partei nicht Partei hervor und Streit ohne Ende? So hat man sich denn auf die stille literarische Arbeit zurückgezogen, und auch hier alle Polemik möglichst vermieden. Uns scheint dieses Verhalten weder vom Zweckmäßigkeitsgesichtspunkt aus noch sittlich berechtigt zu sein. Ist die liberale Anschauung unsere Überzeugung, dann ist sie uns die Wahrheit, dann kann kein Zweifel obwalten, daß wir auch für sie einzutreten verpflichtet sind, daß es unsere Aufgabe ist, ihr Recht zu verlangen, und für sie zu kämpfen, dann muß auch der Drang der Propaganda und der Mission für sie in uns leben. Es ist ein Gebot der Wahrhaftigkeit, auf eine Gestaltung des Lebens zu drängen, die unserer Überzeugung vollen Raum gewährt. Dann aber kommt die Pflicht der Selbsterhaltung. Darüber kann kein Zweifel walten, daß die herrschende Rechtgläubigkeit keine Anerkennung, geschweige denn Gleichberechtigung gewährt, daß sie der weittragenden Konsequenzen wegen — weil es sich um ein Übel handelt, das schon bis auf die Knochen reicht — höchstens Duldung auf Wohlverhalten gewährt. Auch zeigt die Erfahrung, daß ein noch so braves und loyales Verhalten die Lage nicht besser macht. Die Pflicht der Selbsterhaltung fordert Organisation. Warum soll auch für eine Lebensfrage der Kirche eine Organisation nicht am Platze sein, wo gegenwärtig jeder einigermaßen bedeutende Zweck seine Organisation hat? Wenn wir es für nötig erachten, einen Bund wider die römischen Anmaßungen zu stiften, warum nicht auch gegen die katholisierenden Mächte in der eigenen Kirche? Wenn man den Kampf der inneren Mission gegen Unglauben und Unsittlichkeit für berechtigt hält, warum soll nicht auch ein Kampf Berechtigung haben, der der Kirche die Zukunft retten will? Der Druck auf die freiere Geistesrichtung ist etwas so Reales, daß der Kampf ums Dasein diese auch nötigt, zu realen Mitteln zu greifen, sich einen Mund anzuschaffen, der spricht und eine Hand, die handelt. Die Ähnlichkeit mit den politischen Verhältnissen darf uns nicht schrecken. Die äußeren Verhältnisse der sichtbaren Kirche sind nicht besser und nicht schlechter als die im Staat; wir brauchen darum auch ähnliche Mittel. Haben wir den staatlichen Parlamentarismus angenommen, so brauchen wir auch nicht zu zögern, die Parteien anzunehmen, zumal sie schon da sind, ehe wir sie dazu ernennen. In der Tat drängen hier die Verhältnisse immer entschiedener zur Organisation, und die Scheu gegen sie ist im Verschwinden begriffen. Die Entstehung „liberaler Vereinigungen“ in verschiedenen Teilen des Deutschen Reiches beweist, daß die Abneigung gegen Partei- und Vereinsbildung schon einem dringenden Bedürfnis gewichen ist. Auch der Kreis der Christlichen Welt, der sich am meisten gegen Parteibildung gesträubt hat, hat dem Bedürfnis Rechnung getragen und sich zu einem Freundeskreis organisiert. Es wird die Zeit nicht ausbleiben, wo diese noch überwiegend theologischen Kreise erfahren, daß sie einflußlos und fruchtlos sind, wenn sie nicht auch in die Gemeinde greifen und die Gemeinde zur Mitarbeit aufrufen. Ist aber dieser Moment gekommen, so bedarf er nur noch des Namens „Protestantenverein“, im andern ist kaum ein Unterschied.

Was hat der Verein getan, um seiner Aufgabe gerecht zu werden? Er ist der Wächter protestantischer Freiheit und Wahrhaftigkeit gewesen, jahrzehntelang der einzige. Er hat die Vorgänge in der kirchlichen Welt einer ständigen Kritik unterzogen, er hat gegen alle Verletzungen des Rechtes, das eine wissenschaftlich begründete Überzeugung in der protestantischen Kirche haben muß, auf Versammlungen und in Erklärungen Protest eingelegt und die öffentliche Meinung durch Schrift und Wort auf die Sache gelenkt. Dafür sollte man ihm danken. Sollen wir denn ruhig und gelassen zusehen, wie der Einfluß der Wissenschaft systematisch vernichtet, einer nach dem anderen, der unsere Überzeugung teilt, gemaßregelt, wir alle als Heloten behandelt werden? Glücklicherweise haben die Erfahrungen gerade diesen Bestrebungen gegenüber vielen das Auge geöffnet. Das Bedürfnis eines Wächteramtes scheint in den weitesten Kreisen der freieren Theologie jetzt mehr und mehr empfunden zu werden. Haben die dankenswerten Kulemannschen Bestrebungen auf eine Konzentration der liberalen Bestrebungen im ganzen bedauerlicherweise wenig Erfolg gezeigt, so scheint doch wenigstens darüber ein Einverständnis zu bestehen, daß man im Falle einer Maßregel kirchenregimentlicher Tätigkeit, die in zu schreiendem Widerspruch mit dem Wesen protestantischer Freiheit steht, zusammenstehen wolle.

Der Protestantenverein hat sich an die Gemeinde gewandt. Er will den Entfremdeten zeigen, daß es eine Religion gibt, die den der Bildung der Gegenwart entstammenden Überzeugungen nicht widerspricht; er will die Ergebnisse der modernen theologischen Forschung auch der Gemeinde mitteilen, will sich eine Gemeinde erziehen, die auf dem gleichen Boden mit der modernen Theologie steht. Er hat dieses versucht durch Mitteilungen an die Gemeinde, Resolutionen, Ansprachen, Belehrungen, durch Popularisierung der Wissenschaft, durch Vorträge und Schriften. Wir fragen: ist an dieser Tätigkeit etwas auszusetzen? oder ist sie nicht eine sich von selbst aufdrängende? Zwar hat sich auch hier ein Skeptizismus geltend gemacht, ein starker Zweifel, ob die Ergebnisse der Wissenschaft geeignet seien, das kirchliche Leben zu bauen und nicht vielmehr niederzureißen? Man hat sogar eine doppelte Theologie verlangt, eine streng wissenschaftliche und eine, die den praktischen Bedürfnissen gerecht wird. Aber diese Theorie ist schon sittlich unhaltbar; sie führt aber auch zu praktisch unhaltbaren Verhältnissen. Sie macht nicht nur die Unwahrhaftigkeit zu einem unentbehrlichen Bestandteil des kirchlichen Lebens, sondern schafft auch eine immer tiefere Kluft zwischen der kirchlichen Gemeinde und denjenigen Geistlichen, die vom modernen Geist beeinflußt sind. Wir würdigen wohl die Bedenken, die sich an das Hinaustragen wissenschaftlicher Ergebnisse knüpfen; wir wissen, daß die Wirkung nicht immer die erwartete ist; daß mancher unverdauliche Brocken in den Magen der Genießenden gelangt; daß vielfach die Vorbedingungen für das Verständnis der Mitteilungen fehlen; daß darum — von den Gegnern eifrig gefördert — auch manche Beängstigung, manche Abwendung von den Vertretern der liberalen Theologie als solchen, die nicht bauen wollen sondern zerstören, bewirkt wird. Wir wissen, daß zu einer Popularisierung der Wissenschaft Takt und Pädagogik gehört. Aber die Pflicht der Mitteilung wird durch diese Bedenken in keiner Weise aufgehoben. Sie ist eine Pflicht der Wahrhaftigkeit. Sind die Ergebnisse der Wissenschaft für uns die Wahrheit, so kann kein Zweifel bestehen, daß wir sie auch verteidigen müssen. Es kann keine protestantische Geheimwissenschaft geben. Zweifelt man an der Fähigkeit moderner Lehren, kirchliches Gut zu werden, so muß überhaupt die Hoffnung auf eine Lösung der Gegensätze, auf eine Zukunftsentwicklung unserer Kirche aufgegeben werden. Das Vertrauen, daß die Wahrheit ein Boden ist, auf dem sich das praktische Leben aufbauen kann, darf auch für die Kirche nicht aufgegeben werden, und braucht auch, wie es scheint, bei dem gegenwärtigen Stand der theologischen Wissenschaft nicht aufgegeben zu werden. Die Erfahrung lehrt, daß auch bei einem wissenschaftlich freien Standpunkt eine segensreiche praktische Tätigkeit möglich ist und daß eine unbefangene, unverhetzte kirchliche Gemeinde keinen Anstoß nimmt an einer liberalen Anschauung, auf derem Grunde ihr das Evangelium gepredigt wird, dagegen werden viele, die der Kirche fremd geworden sind, durch nichts so ihr zurückgezogen werden als durch volle Offenheit und Wahrhaftigkeit. Es gibt Tausende in den oberen und in den unteren Schichten unseres Volkes, die jede Mitteilung aus dem Gebiete der Wissenschaft, wo sie offen und freimütig geschieht, mit Aufmerksamkeit und dem größten Interesse aufnehmen. Für die liberale Richtung ist es eine Lebensfrage,

daß sie eine Gemeinde findet, die sie versteht; sonst hängt sie in der Luft und es fehlt ihr der Boden. Nach oben hin ohne Schutz, hat sie den einzigen Schutz in einer kräftigen öffentlichen Meinung, in der mit ihr übereinstimmenden Gesinnung der Gemeinde. Die ganze literarische Tätigkeit, die aus den Kreisen der Christlichen Welt gegenwärtig entfaltet wird und die keinen anderen Zweck hat, als die große gebildete Gemeinde aufzuklären, die erfolgreiche Vortragstätigkeit Weinels in Solingen und Troeltschs in Mannheim und ähnliche Erscheinungen deuten darauf hin, daß man dieselben Wege für geboten hält, die der Protestantenverein vor 40 Jahren eröffnet hat.

Sind die Verfassungsbestrebungen des Protestantenvereins zeitgemäße, richtige Bestrebungen gewesen? Über ihr prinzipielles Recht kann wohl kein Zweifel bestehen, aber vielleicht über die Wichtigkeit, die man ihnen beilegte, über die Zweckmäßigkeit. Man wird darauf hinweisen, daß das Ergebnis der zu stande gekommenen Verfassungseinrichtungen größtenteils keine Förderung eines freieren Geistes in der Kirche war, sondern im Gegenteil, daß aus ihnen die üppigste und verwegenste Orthodoxie hervorgegangen ist. Aber auch diese ungünstigen Erfahrungen können uns nicht an der Forderung irre machen. Wir müssen eine Gemeinde haben, eine denkende, selbsttätige Gemeinde, die wichtige praktische Aufgaben willig in die Hand nimmt und eine Gemeinde, die auch in allen großen Fragen ihr Urteil spricht. Eine bloße Pastorenkirche wird die Kluft mit der übrigen Welt immer nur erweitern, eine Kirche ohne Gemeinde ist ein Körper ohne rechtes Leben. Leider hat uns die Erfahrung eine Teilnahmslosigkeit der Gemeinde gezeigt, die erschreckend ist, und deren Frucht ist, daß die Orthodoxie geerntet hat, wo sie nicht gesäet hat. Aber diese Erfahrung darf uns die Hoffnung nicht nehmen, daß wir in der Zukunft erreichen, was uns die Gegenwart versagt. Sie muß die Mission an der Laienwelt, die Weckung ihrer Anteilnahme an den kirchlichen Aufgaben, die Sammlung, Belebung und Organisierung der Gemeinde als eine der wichtigsten Aufgaben der Zeit erscheinen lassen. Soll die Gemeinde etwas in der Kirche werden, so brauchen wir Verfassungsformen, aber keine mit so vielen Schranken, wie sie die Bureaukratie zu machen liebt, sondern solche, in denen die Gemeinde auch am Besitze ihrer Rechte Freude gewinnt an ihrer Aufgabe.

Wir wüßten nicht, an welchem Punkte wir das Programm des Protestantenvereins vom Standpunkt einer neueren Zeit ändern sollten oder welche anderen Mittel und Wege vorzuschlagen wären. Wenn der Erfolg seiner vierzigjährigen Tätigkeit kein sichtbarer ist, so beweist das nur, daß seine Aufgabe zu jenen großen Zielen gehört, die nie erreicht werden und doch niemals aufgegeben werden dürfen; daß seine Arbeit zu jenem Idealismus von oft tragischem Charakter gehört, der oft vergeblich zu arbeiten scheint und doch nie aufhören kann. Solche Unternehmungen haben oft das Schicksal, daß man ihrer nach einiger Zeit müde wird und sagt: die Sache war falsch! daß aber fast gleichzeitig mit dieser Ermüdung Bedürfnisse erwachen, die wieder zu den gleichen Bestrebungen drängen. Dem Protestantenverein ist es so ergangen, es wird jeder neuen Bestrebung mit den gleichen Zielen in der Zukunft ebenso gehen, weil sie mit Zuständen kämpfen, die über ihre Kraft gehen. Aber der Kampf muß immer wieder unternommen werden, wir hoffen auch im Großen dann nicht ganz umsonst. Wenn aber auch das große Ziel fern liegt, die realen Verhältnisse unserer Landeskirche drängen zur Organisation und Verteidigung für protestantische Wahrheit und Freiheit; wir brauchen ein Wächteramt, eine protestantische Macht, die sich der unprotestantischen Macht widersetzt, eine stetige Forderung alles dessen, was zu einer echten protestantischen Kirche gehört. Das Bedürfnis nach dieser Organisation wächst; wir sehen da und dort Wege betreten, die uns den Eindruck machen, daß, wenn der Protestantenverein nicht vorhanden wäre, er jetzt bald gegründet würde. An Grundsätzlichkeit, Klarheit, Entschiedenheit ist er noch von keiner ähnlichen Bestrebung bis jetzt übertroffen worden. Vielleicht schwinden jetzt auch allmählich die künstlich gemachten Vorurteile, die sich ihm lange berghoch entgegentürmten.

D. Hönig.

Die religiösen Probleme der Großstadt.

I.

Der Verfasser — in Hamburg auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge mit eigenen Gedanken tätig — wird auf dem Deutschen Protestantentage in Berlin am 5. Oktober ein Referat über „Protestantische Wege zur Jugendpflege“ halten. Wie auf dies Referat, seien Kreise, denen Volkspflege und Jugenderziehung am Herzen liegt, auf diese vorbereitenden Aufsätze aufmerksam gemacht.

1. Kirche und Volksmasse.

Als die Goten in der Völkerwanderung die Donau überschritten, erklang hinter ihnen ein wehmütiges Klagen. Das waren die Götter der Heimat, die aus dem nordischen Waldland den Wandernden nicht in den heißen Süden folgen konnten. Auch unser Volk hat im letzten halben Jahrhundert eine gewaltige Wanderzeit erlebt, die noch immer andauert, vom Lande in die Stadt. Und auch diesmal hat es die guten Geister der Heimatflur hinter sich gelassen. Als im Altertum die Griechen ihre Kolonien gründeten, da nahmen sie die Flamme des Herdes mit und setzten im neuen Land die alte Kultur im wesentlichen fort. Als die Vandalen Schlesien mit Spanien und Afrika, die Longobarden die nordische Heide mit Italien vertauschten, da wurde ihr ganzes Leben auf neue Grundlagen gestellt; einige der Völker überstanden den Wechsel, andere gingen schnell zu Grunde.

Dieser Umpflanzung in völlig neue Bedingungen des Lebens ist die moderne Wanderung zu vergleichen.

Ich weiß im vierten Stock eines Großstadthauses einen alten Schrank, darin lagern mächtige Ballen guter grauer Leinwand. Die Mutter hat sie als holsteinische Tagelöhnerstochter vom väterlichen Deputat gesponnen. Nun will sie noch ihre Kinder damit aussteuern. So wird mit zäher Liebe noch der Zusammenhang mit der alten Zeit festgehalten. Die Kinder aber verstehen die Vorgeschichte dieser ernsten grauen Leinwand nicht mehr, so wenig wie die Eltern ihre Kinder verstehen, deren Seelen die Großstadt gebildet hat.

Denn gewandert sind die Leute aus einer alten Zeit in eine neue. Die alte Zeit ist draußen im Lande noch heute lebendig, hier und da auch noch in einem alten schiefen Häuschen der Stadt. Auch die schon seit dreißig Jahren in der Stadt sitzen, sind in eine neue Zeit mit ganz anderen Lebensbedingungen hineingewandert. Wie eine Sage liegt das dreißig Jahre ältere Hamburg hinter uns, den heutigen Söhnen meiner Vaterstadt.

Die Arbeitsgemeinschaft der Familie ist untergegangen. Sonst lernten im Garten und auf dem Acker die Kinder ihr Werk unmittelbar von den Alten. In der Stadt kannte der Junge die Handwerksstube des Vaters, der Sohn des Landjunkers war in den Ställen bei den Pferden. Heute sehen die Kinder in der städtischen Villa überhaupt so wenig Arbeit wie möglich; die Kinder des Arbeiters sehen aber überhaupt ihren Vater nur müde, verstaubt, manchmal betrunken von der Arbeit kommen. Das Heranwachsen der jungen Seelen mit den Alten hat aufgehört. Des Kindes Seele wächst für sich allein, auf der Gasse und oftmals wild genug.

Die Mahlzeit der Familie hat aufgehört, die der Mittelpunkt des Tages in der Kulturepoche war, die wir nun verlassen haben. Nun gibt es schon nicht mehr Tisch und Raum, wo man sich gemeinsam setzen könnte. Jedes ißt, wann es kommt; vom Mittag bis zum späten Abend wird Mittag gegessen. Auf dem Küchentisch liegen Schularbeiten zwischen Brot und Tellern. Die Glieder der Familie sind verschiedenen strengen Mächten bedingungslos unterworfen, der Fabrik, dem Kontor, der Schule. Diese Mächte fragen nicht nach dem inneren Interesse der Familie.

Die neue Zeit isoliert die Seelen in der Familie, isoliert die Familie in dem großen Wirtschaftsbetrieb des

modernen Lebens. In der alten Zeit hatte der Tagelöhner Druck und Not zu tragen, aber eigentlich doch keine Sorge für die Zukunft. Die Arbeit kam mit den Jahreszeiten, und Kartoffeln und Schwein waren bereit zu ihrer Stunde. Jetzt muß die Hausfrau jedes Brot und jede Wurzel bezahlen. Alles kostet Geld. Hört aber die Arbeit aus irgend einem unberechenbaren Grunde auf, so ist das Geld zu Ende. Die kahle Not tritt unmittelbar in die Tür.

Aus diesem zerrissenen, bedrängten Leben aber verschwinden die alten Hausgötter unseres Volkes. In jahrhundertelanger Überlieferung ist uns manche Kunst in Garten und Küche und Handwerk vererbt worden. Die stete Gedanken und Fleiß fordernde Tätigkeit hat unmerklich die Seelen verfeinert. Ein großes Maß Gemüt, Poesie, Charakterstärke war das Erbtum unseres Volkes geworden. Wenn auch der Protestantismus dem massiven Denken des Bauern sich anpassen mußte, ein mächtig Stück Selbstverantwortung und ehrenhafte Gewissenhaftigkeit ist durch ihn in unser Volk hineingekommen. Und fest wurzelnd in den Familien erhob sich als ein tüchtiger knorriger Baum der kirchliche Sinn. Die Weltanschauung aller ward vom Lehrer der Kirche getragen, unangefeindet und unangezweifelt. Diese Dinge waren so sicher, wie der Auf- und Niedergang der Gestirne.

Das ist vorbei, und zwar unwiderbringlich! Die alte Kirche gehört für das Volk, welches schon mitten im neuen Lande wohnt, der sagenhaften Vergangenheit an. Man fürchtet und haßt sie wie ein Gespenst. Neue Geister sind gekommen und haben die Seelen gefangen genommen. Zuerst sind es kleine, zahlreiche, geschwätzige Geister, die Zeitungen, welche die Leute mit einer Unmasse neuer Eindrücke und Erkenntnisse überschütten, dann der Kolportageroman und die sensationelle Mordgeschichte. Die Sinne werden in einer nie erhörten Weise mit Bild und Farbe und Ton aufgeregt. Der Großstädter ist abgemattet von der immer gleichen Hetzjagd seiner Arbeit. Seine Erholung wird es, sich betäuben zu lassen.

Aber wenn auch der Glaube der Eltern in seinem Bewußtsein nicht mehr lebendig geworden ist, unser Städter stammt ja doch aus der uralten Kultur der Handwerksstube und der ländlichen Hütte. Er steht hoch über dem niedrig zivilisierten polnischen Fellachen. In Tausenden und Abertausenden, die von unseren deutschen Bauern, Kleinhandwerkern, Tagelöhnern herstammen, ist eingeboren geistige Regsamkeit, Fähigkeit zu geistiger Arbeit, Bedürfnis nach solider Thätigkeit, Reinheit und Reichtum des Gemüts, und das alles wird getragen von der Nervenkraft eines noch gesunden Stammes.

Dieser bessere Geist geht nicht widerstandslos in Bierstuben und Operettentheatern unter. Er kämpft und sucht, wie er im neuen Lande sich eine feste Burg gründe. Und wo er Gestalten erblickt, die, mit dem Zeichen der Herrschgewalt geschmückt, einherschreiten, da folgt er ihnen mit germanischer Mannentreue und Kampflust. Es ist wunderbar, wie nahe das Älteste und Neueste sich berühren. So alt, wie die Seele des deutschen Volkes selbst, ist die Idee der freiwilligen Organisation. In der alten Dorfgenossenschaft in den Anfängen unserer Geschichte begegnen wir ihr. Als Gewerkschaft will sie heute die Haufen der Menschen ordnen. Dreiviertel Stunden von meinem Vorort stoße ich auf die Deichgeschworenschaft, in welcher die Marschbauern gemeinsam ihr Ackerland zu schirmen sich gelobten. Da ist uralte Vergangenheit noch heute lebendig. Und um mich denken und glauben die Männer an die Gewerkschaft, durch welche sie ihr einziges Gut, ihre Arbeitskraft, als ihr freies Eigentum behaupten wollen.

Aber von je war der Deutsche ein Grübler und Träumer, der die Märchen liebte. Wie dereinst die Longobarden am flackernden Torffeuer von der Sonne Italiens erzählten, so haben die heutigen ihr Märchen von dem Zukunftsland, ein merkwürdiges Märchen, voll orientalischen Zauberglanzes; machtvolle Männer haben es ihnen gedichtet. Aber es haftet doch schon etwas von dem Nüchtern-Berechnenden, von der dem Tiefen und Reinen abgewandten erregten Sinnlichkeit der Großstadt an diesem Märchen. Die Männer glauben daran mit deutscher Überschwenglichkeit, seltener die Frauen.

Wundersam zerteilt zwischen Altem und Neuem ist nun die Volksseele. In des einfachen Menschen Brust, der nicht logisch geschult ward, leben die verschiedensten Geister beieinander. Wohnten doch im Hause des gläubigen protestantischen Bauern noch immer einige Geister aus der Sippe des Wodan. Wir sollen uns aber eingestehen, daß, geschichtlich betrachtet, der kirchliche Sinn im Arbeiterhause dieselbe Rolle spielt, wie das alte Heidentum im christlich gewordenen Bauernhaus. Er gehört zu einer verlorenen Vergangenheit.

Zunächst ist ein großstädtischer Arbeiter ein Gläubiger der Sozialdemokratie. Dazu aber ist er vielleicht auch ein eifriger Gewerkschaftler und empfindet noch nicht den Widerspruch, in dem manchmal die praktischen Wünsche des Gewerkschaftlers und die Wünsche der Partei sich befinden. Trotzdem nun der Arbeiter die antimilitärische Neigung seiner Partei teilt, hat er ein Interesse an dem Regiment, in dem er gedient hat, und sein deutsches militärisches Blut kann sich nicht verleugnen. Obgleich er innerlich fest von der Überlebtheit der Kirche überzeugt ist, tut er, gerade wenn er ein ruhiger, gebildeter Arbeiter ist, am wenigsten Einspruch dagegen, daß seine Frau die Kinder zur Kirche führt. Er selbst geht unterdeß den eigenen Gedanken nach, schwierigen, idealen Gedankengängen, in denen er sich nach irgend einer naturwissenschaftlichen oder geschichtlichen Broschüre orientiert, die ihm die Agitation seiner Partei oder sonst ein Zufall ins Haus getragen hat. Mit verschlossener Seele ringt er an den Problemen über Gott und Welt. Sein Bedürfnis nach Erkenntnis, seine Freude am Sinnen und Glauben ist groß. Aber er spricht davon wenig. Auf die Söhne vererbt sich der gleiche Trieb. Und ebenso einsam und verschwiegen tragen diese ihre unbefriedigte Seele ins Leben hinaus.

Es bewährt sich da die ungeheure Zählebigkeit kirchlicher Sitten; die Kinder werden nach wie vor getauft und konfirmiert. Es finden sich auch immer noch Frauen und Männer, um kirchliche Zirkel bilden zu können. Aber diese leben in dem Lande, welches hinter uns liegt. Die Gegenwart sehen sie als eine hoffnungslos sündhafte an. Die Seelen der Massen aber drängen einstweilen immer noch vorwärts, tiefer ins neue Land hinein. Die Stimmung der Masse in der Großstadt gegen die Kirche ist eine ganz andere als die des liberalen Bürgertums. Dies Bürgertum hat zwar einmal die materialistische Weltanschauung erzeugt und mit überklugen Philistermienen dem Volke gepredigt. Aber jetzt sitzt das liberale Bürgertum in Haus und Laden und Kapital und will auch eine Kirche haben; und zwar eine Kirche als Institution. Es ist abgeschwächt doch dieselbe Stimmung wie im Bauern: die letzten sittlichen Anschauungen sollen irgendwo verankert sein; dem Zweifel und der Anfechtung entrückt. Freilich von der religiösen Energie im Bauern und dem idealen Stürmen und Drängen in tausend Arbeiterherzen ist diese bürgerliche Kirchlichkeit weit entfernt.

Die Volksmasse aber, aus der ja auch die neuen frischen Kräfte ins Bürgertum nachrücken, ist vollständig kirchenfremd. Alles was in ihr jung und stark, ja gerade was an Weltanschauungsbegehren, an Hoffen und Glauben machtvoll lebt, das will von der jetzigen Kirche nichts wissen. Die Arbeiter — und es werden von Jahr zu Jahr mehr — die sich bis zu einer religiösen Weltauffassung wieder durchgerungen haben, sind dazu gekommen durch die Persönlichkeit eines Geistlichen, auch wohl allein unter merkwürdigen inneren Kämpfen. Aber daß da ein Haus mit seinem Turm zum Himmel weist, daß Glocken läuten und Kinder scharenweise zur Konfirmation strömen, rührt sie sehr wenig. Durch Belebung gottesdienstlicher Einrichtungen, durch Abstellung vielfacher Mißbräuche im kirchlichen Leben wird die kirchenfeindliche Stimmung nicht überwunden. Für kirchliche Gruppen, die durch Restauration des Alten der Religion

helfen möchten, ist die Lage aussichtslos. Die vollständige innerliche Gleichgültigkeit gerade der besten Teile der Arbeiterschaft gegen die innere Mission sollte das beweisen.

Aber auch die Vertiefung und Läuterung des religiösen Lebens, die jetzt hier und da im Bürgertum, namentlich in akademischen Kreisen beginnt, ist viel zu ästhetisch und individualistisch fein, um in die Volksmassen einzudringen. Wer in jenen dumpfen, heißen Tiefen zum Glauben kommt, der muß durch innere Erschütterungen hindurch, der muß bangen, schrecklichen Rätseln ins Auge sehen, von denen wir im ruhigen, gesicherten bürgerlichen Leben keine Ahnung haben. Die Bedingung christlicher Lebensauffassung ist innere Selbständigkeit der Persönlichkeit —, die aber in dem Druck jener unteren Atmosphäre zu behaupten, erfordert eine gewaltige Charakterstärke.

Ja freilich, wenn unser Volk durch Wohnungsnot, Stadtluft, Alkohol, Arbeitsunsicherheit, Verführung und Ausschweifung völlig zermürbt sein sollte, daß der Nachwuchs frischer, geistiger Kraft ausbleibt, und wir ein mattes, altes Volk sind, — dann öffnen sich die breiten Bahnen für eine kirchliche Reaktion, welche dem Menschen die Verantwortlichkeit wieder abnimmt und ihn durch Sakrament und Priester sanft aus dieser öden Welt in ein besseres Hoffnungsland hinüberführt.
Claßen-Hamburg.

Eine Schweizer Korrespondenz.

Die Freunde der Christlichen Welt hielten ihre diesjährige zweitägige Jahresversammlung in Basel, der Stadt am grünen Rheine ab, der seine Berggeheimnisse und die Geschichte eines freien, zähen Volkes so sympathisch ausplaudert. Deutschland war sehr zahlreich, die Schweiz sehr schwach vertreten.

Am ersten Festtag behandelte Pfarrer Güder von Aarwangen, Bern, das Frauenstimmrecht in kirchlichen Angelegenheiten. Mit Entschiedenheit forderte er das Recht und produzierte mit Humor eine Blütenlese aus dem Lager der Gegner. An den Apostel „Paulus“ sind wir nicht gebunden, zumal er bloß die Einmischung der Frauen in kultische Angelegenheiten bekämpft. Eine Störung des Familienlebens durch aktive Kirchenpolitik der Frauen fürchtet er nicht. Um jedoch der Sache durch das „Zuviel“ nicht zu schaden, will er gesetzliche kirchenpolitische Rechte nur den verheirateten Frauen zuerkennen.

Der Referent vergißt als Synodalrat der bernischen kantonalen Landeskirche, auf welchem Wege die Anregung Gesetz werden soll. Bleibt die Kirche Landeskirche, so muß erst die Staatsverfassung geändert werden. Hierbei ist es sehr fraglich, ob eine Anregung Gesetz werden kann, die gegen die gesetzliche Gleichberechtigung aller Bürger sich vergeht und ob Katholiken, Israeliten und Sektierer, soweit dieselben Schweizer Bürger sind, mit dem Stimmzettel für derartige Forderungen zu haben sind. Die freien Kirchen der Schweiz und die religiösen Gemeinschaften sind in obiger Frage besser daran, weil sie durch gesetzliche Bestimmungen der Staatsverfassung nicht gebunden sind.

Pfarrer Kuellwolf in Graubündten behandelte fast zur selben Zeit die gleiche Frage und kam zu dem Schlusse, es sei zweifelhaft, ob die Frauen das religiös fromme Gemüt um gesetzliche kirchenpolitische Rechte eintauschen wollen; denn zwischen Religion und Kirchenpolitik sei wohl zu unterscheiden. Erstere ist hauptsächlich eine Frage des Gemütes, die zweite rein Sache des Verstandes. Konstatiert sei, daß die Frauen jenes Recht nicht allgemein wollen. Zudem bleibe auffällig, warum das zu schaffende Recht nur für Pfarrwahlen und nicht auch für Wahlen kirchlicher Behörden Geltung haben solle. Was die Frauen nur sporadisch begehren, solle man nicht der Frauenwelt im allgemeinen aufdrängen.

Ein deutscher Teilnehmer meinte in Basel, es sei sehr fraglich, ob die Schweizer mit ihrer allgemeinen Gleichberechtigung bei Abstimmungen das Richtige getroffen haben.

Am zweiten Festtag referierte Lic. Niebergall von Heidelberg über das Thema: „Die Phantasie und die religiöse Verkündigung in unserer Zeit“. Die Religion ist schon oft als Produkt menschlicher Phantasie ausgegeben worden; allein, wer das Dasein Gottes und die jenseitigen Dinge voraussetzt, hat nur den psychologischen und nicht den apologetischen Standpunkt in Betracht zu ziehen. Der Fromme macht in seinem Gefühls- und Willensleben Erfahrungen, die er andern kundgeben will. Dazu bedarf er der Phantasie, damit er mit Bildern denselben Eindruck hervorbringen kann, den er selbst erlebt hat. An solchen Bildern ist das Alte Testament, sind die Reden Jesu reich. Von den Gegenständen des religiösen Lebens läßt sich nicht sagen, wie sie sind, sondern wem sie gleichen.

Auf dem Boden primitiver Religion werden die Bilder der Phantasie dem Naturleben entnommen, sie werden später mitbestimmt durch die Idee des Sittlichen. Der Fromme greift, um das, was er erlebt, darzustellen, zu immer neuen Bildern. Freilich erlaubt der konservative Zug der Religion selten, daß etwas weggeworfen werde, was einmal heilig war. Noch die ältesten Schalen verraten den Duft der Frömmigkeit, der einst darin gelebt hat: Zauberwort und Dogma sind selbst Objekte der Frömmigkeit.

Für uns ist nur normativ, wie Gott in der Bibel erlebt wird. Ihre Bildersprache gehört nur so weit zur Offenbarung, als sie die Gotteserlebnisse entsprechend und richtig ausdrückt. Mächtiger als alle Propheten hat Jesus Gott erlebt und auch die Seinen gelehrt, ihn zu erleben als den hoch über der Welt erhabenen, geistig sittlichen Willen, der uns immer nahe ist. Die Bildersprache Jesu durchbricht wie ein Eruptivgestein die ganze Fläche von innen heraus. Einiges Alte wird verwendet, aber es findet einen andern Zusammenhang. Die Gleichnisse vollständig übergehend meint der Redner: Jesus bevorzugt Bilder aus dem Familienleben: Gott unser Vater, wir seine Kinder. Die Bilder des Paulus wecken gleiche Impulse, doch sind sie durch Gerichtsbilder getrübt. Es sollte bei den christlichen Lehren das sämtliche Bilder- und Ausdrucksmaterial durchgearbeitet werden, das würde uns freimachen von der Last der Bildersprache und uns froh werden lassen in dem ruhigen Besitz der Erlebnisse selbst.

Die Aufgabe kann nicht sein, die Bilder zu vergeistigen nach Biedermannschem Muster, sondern zu wachen, 1) daß alle Bilder, die wir brauchen, dem Geist des Evangeliums entsprechen, 2) daß wir die Bilder nicht „austappen“, sondern auf den einen Vergleichungs- und Beziehungspunkt beschränken und 3) daß sie für unsere gegenwärtige kulturelle Lage passende Auskunft geben. Der biblische Reichtum an klassischen und elementaren Bildern, sowie die ummünzende Kraft des Zeitgeistes machen eine Neuschöpfung nicht zum Bedürfnis.

Die Diskussion betonte, daß der Verschiedenheit der religiösen Bilder eine Verschiedenheit der Erlebnisse zu Grunde liege und daß wir mit Leuten zusammenleben, denen unsere Bildersprache nicht der Ausdruck dessen ist, was jene Leute erleben. Wir müssen andere anleiten innerlich zu sehen, was wir sehen, dann verstehen sie auch unsre Sprache. Wichtig ist, die Phantasie in Zucht zu nehmen und zu schulen.

Der Referent kann sich nicht versagen, vor Schluß die Leser an einen Ausspruch Professor Holzmanns zu erinnern: Geblieben ist uns von der Bibel der Begriff einer Sammlung klassischer Literatur mit bleibender Bedeutung für Erkenntnis und Wissenschaft, für Andacht und Glauben. Auch Holzmann braucht ein Bild der Geologie, wenn er sagt: Jüdisches Gestein und hellenische Erdschichten sind das Baumaterial, aus dem die Gotteserlebnisse sich aufbauten. Lassen wir für das Neue Testament palästinensisches und alexandrinisches Judentum fallen, dann fallen auch die heidnischen Stützen und Krücken. „Fort mit Verlogenheiten und Verlegenheiten! Das Christentum ist moralisch existenzfähig und ehrlich verantwortbar als Wissenschaft von einer Buchreligion ohne jede Buchmythologie.“
J. R. Egg.

Eine Geschichte vom Religionsunterricht.

Der „Lahrer Hinkende“ für 1905 erzählt zum Nachdenken für alle, die mit dem Religionsunterricht zu schaffen haben — man fordert bekanntlich in unseren Tagen die Reform des Religionsunterrichts —, folgende ergreifende Geschichte aus Schule und Leben:

„Kinder, nun habe ich euch das vierte Gebot aufs genaueste erklärt. Und jetzt sage du mir das Gebot noch einmal!“

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.“

„Recht! Und du, Wipfler, sage gleich dazu, was das heißt!“

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir . . daß wir . . . daß wir keine Bilder anbeten, sondern —“

„Da hört doch alles auf. Hat der Kerl wieder geschlafen; wart, ich will dich wecken. Das vierte Gebot, Wipfler, du Murmeltier!“

„Daß wir die Sonn- und Feiertage —“

„Nein, das vierte, von Vater und Mutter.“

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir dem Nächsten sein Geld oder Gut nicht nehmen, sondern ihn darum betrügen.“

„Setz dich, du Faulpelz. Um 11 Uhr, wenn die Schule aus ist, bleibst du eine Stunde sitzen und lernst den Katechismus. Ich will's dem Herrn Lehrer sagen.“

Mein kleiner Wipfler, ein kurzer Knirps, setzte sich und bohrte die runden Fäuste in die Augen. Tränen, so groß wie Erbsen, quollen ihm zwischen den Fingern hervor. Mit dem Kerl seiner Lernerei wurde es aber auch täglich weniger. Ich beschloß, heute noch bei seinen Eltern nachzusehen und dieselben zu ermahnen, daß sie ihn zu fleißigerem Studium anhielten. Denn wie sollen Kinder ihre Kindespflichten erfüllen, wenn sie sich diese Pflichten nicht einmal einprägen wollen?

Ich trat in das Häuschen der Familie Wipfler ein. Es lag hinten im Wald. Die Tür zum Hausgang und zur Stube war offen. Ich trat ein und suchte nach irgend einem Bewohner des Hauses . . .

„Ist jemand da?“

Die Stimme kam aus der offenen Nebenkammer. Ich schaute hinein. Die Frau Wipfler lag abgezehrt im Bett und weinte.

„Was ist Ihnen denn, Frau Wipfler? Sind Sie krank? Davon weiß ich ja gar nichts.“

„Ach, Herr Pfarrer, ich bin schon seit vierzehn Tagen im Bett, so elend, daß ich meine, ich sterbe. Wenn ich aufstehen will, falle ich grad um. Der Doktor sagt, es sei Blutarmut. Wo soll denn unsereins auch Blut her haben? Von dem Kaffee gibt es keins.“

„Sind Sie denn ganz allein im Haus? Wo ist Ihr Mann? Wo sind ihre Töchter?

„Ach Gott, Herr Pfarrer, Sie wissen ja, wie's der Wipfler hat. Er geht halt jeden Tag zu seiner Arbeit im Wald.“

Der Vater Wipfler war ein Lump. Den ganzen Tag hing er bei der Arbeit an der Bierflasche; zwischen hinein, damit er wieder rechtschaffen Durst bekam, holte er die Schnapsguttere aus dem Leinenjäcklein. Um seine arme Frau kümmerte er sich so gut wie nichts.

„Und weshalb ist keine Ihrer Töchter bei Ihnen?

„Was soll ich auch mit denen anfangen? Die Große, die Kathrine, ist in die Stadt gegangen als Näherin, weil sie dort einen Liebhaber hat, der bei den Dragonern steht. Sie läßt mich einfach liegen. Und die Rosalie, ach Gott, Herr Pfarrer, ich will's Ihnen ein andermal erzählen. Ich bin jetzt zu schwach dazu. Es ist ein Jammer!“

„Und das waren einst meine besten Schülerinnen, wie ich sie selten gehabt habe. Aber wer versorgt Sie denn jetzt in Ihrer Krankheit?“

„Der Kleine, der Reinhard.“

„So, der noch in die Schule geht?“

„Ja, Herr Pfarrer. Wenn ich den nicht hätte, wäre ich schon im Boden. Morgens um vier Uhr steht er auf, mistet die Geißen, holt im Wald Futter und melkt sie. Dann macht er mir das Morgenessen. Und wenn er um elf aus der Schule kommt, kocht er die Milch ab und besorgt das Mittagessen, dann auch die Geißen. Mittags geht er in den Wald und sucht Beeren oder Tannenzapfen. Er hat manchen Tag schon fünfzig Pfennig verdient. Davon leben wir zu zweit fast ganz allein. Und abends sorgt er wieder für alles und kocht zu Nacht, bis der Vater kommt. Dann lernt er noch. Aber das ist mein täglicher Jammer, daß ihm nichts in den Kopf will. Er hat gar keine Gedanken, ist auch so müd und schläfrig, daß er oft zwei Stunden an einem Sprüchlein oder Liedervers lernt und doch nichts behält. Alle unsere Kinder haben gut gelernt, nur der nicht. So wird er auch heute nichts gewußt haben und in der Schule sitzen bleiben müssen. Wer kocht mir das Mittagessen, und ich bin doch so schwach! Eben, als Sie kamen, lag ich wieder in einer Art von Ohnmacht. Ich kann's nicht so lange aushalten, wenn er erst um zwölf oder ein Uhr aus der Schule kommt.“

Wie schämte ich mich! Ich griff rasch in die Rocktasche und suchte. Ich fand noch ein Päckchen Schokolade, das ich gestern aus der Stadt gebracht hatte; das gab ich der Frau. Dann ging ich in den Hausgang, der zugleich als Küche diente, und begann trotz des Protestes der Frau Feuer zu machen und Milch abzukochen. Ich schnitt Brot hinein, tat Salz daran und brachte der Frau die Suppe. Diese war außer sich darüber, daß ich ihr diese Dienste tun mußte. Ich schüttelte ihr auch die Kissen auf, holte frisches Trinkwasser und öffnete das kleine Kammerfenster.

Auf einmal hörte ich eilige Kinderschritte vor dem Haus. In vollem Galopp sauste mein kleiner Wipfler mit seinem großen rumpelnden Schulranzen in die Stube. Als er mich sah, wurde er totenbleich. Er zitterte, denn er ahnte die Ursache meines Kommens. Er konnte nicht einmal sein Grüß Gott herausbringen. Als ich ihm die Hand etwas schnell entgegenstreckte, hielt er sich die Arme über den Kopf, bereit, Schläge abzuwehren. Schon wieder drangen ihm die Tränen aus den runden Augen.

„Hab' keine Angst, Reinhard, ich tu' dir nichts. Komm einmal her, du liebes, liebes Kind. Ich habe dir unrecht getan und will's wieder gut machen.“ Ich nahm sanft seine dicken Kartoffelbacken zwischen meine Hände, bückte mich und drückte einen Kuß auf die verwunderte Stirne. Jetzt sah ich zum erstenmal, welch ein reines, gutes Auge der Knabe hatte.

„Komm herein zu deiner Mutter.“

Ich setzte mich auf eine Kiste und hob den Kleinen auf meine Knie.

„Du kannst deinen Katechismus nicht lernen?“

Ein neuer Tränenstrom war die Antwort.

„Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Aber noch seliger sind die, welche es tun. Du tust es, denn du bist ein guter, braver Sohn. Bleibe so und Gott wird dir's reichlich lohnen. Ehre Vater und Mutter mit Rat und Tat, mit Worten und Geduld. Wie heißt's weiter? Sag's!“

Der Knabe wußte es wieder nicht.

„Nun, des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Gott wird dir sicher ein Haus bauen, vielleicht auf dieser Erde schon, aber sicherlich da, wo in des Vaters Hause viele Wohnungen sind. Gott segne dich, mein Kind.“

Ich wußte es zu machen, daß die Frau durch gute Nahrung bald wieder zu Kräften kam. Der kleine Wipfler war und blieb zwar den Sprüchen ziemlich, den Katechismusfragen völlig unzugänglich. Aber nachsitzen mußte er deswegen nicht mehr.

Er ist jetzt Hausbursche in einem großen Sanatorium und schickt von seinem reichlichen Lohn und dem noch

reichlicheren Trinkgeld vieles seiner Mutter heim, daß sie es aufhebt oder für sich verwendet, wie sie will. Wenn er an den Feiertagen heimkommt, macht er mir jedesmal seinen Besuch. Und jedesmal ist er mein stummer Bußprediger und mein hervorragendster Lehrer der religiösen Pädagogik.

Was fehlt unserm Religionsunterricht? Weshalb ist er nicht so fruchtbar, als er sein könnte?

Zu viel Lernen, zu wenig Erziehen. Würden wir auf die Hauptsache, auf die Erziehung zur Religion selbst anstatt zum Verständnis der Religion sehen, so hätte mein guter Wipfler niemals nachsitzen müssen. . .

Vom Büchertisch.

Weinel, Heinr., Privatdozent der Theologie in Bonn. Die Gleichnisse Jesu (Aus Natur- und Geisteswelt, 46. Bändchen). Leipzig, Teubner, 1904. 130 S. 8°. Geb. 1.25 Mk.

Nicht bloß Lehrern (denen der Inhalt erstmals auf einem Ferienkurs vorgetragen worden ist), sondern auch weiten Kreisen anderer wird das ansprechende kleine Buch gute Dienste leisten und einen Einblick in einen der wertvollsten Teile der evangelischen Überlieferung bieten, der gegenüber den Nachwirkungen eines verfehlten Religionsunterrichtes geradezu befreiend und zugleich mit neuem Interesse für die Bibel erfüllend wirken kann. Wir möchten den Eindruck dieser Wertschätzung nicht abschwächen, wenn wir einige Desiderien hinzufügen. Wir müßten dies letztere aber auch dann tun, wenn der Verfasser nicht ausdrücklich (S. III.) behauptete, besondere Sorgfalt darauf verwendet zu haben, ein historisch-kritisches Verständnis der Gleichnisse Jesu und einen Einblick in die Art der wissenschaftlichen Arbeit am Leben Jesu überhaupt zu bieten. Nach dieser Richtung hätte er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen sollen, wesentlich mehr zu tun, vorausgesetzt, daß seine Betrachtungsweise der Sache ihm dies gestattete. Er ist nämlich in wirklich bedenklichem Maße von dem Lobpreis der Naturwahrheit der Gleichnisse der Evangelien erfüllt, der jetzt geradezu offiziell zu werden droht. Schwammen denn wirklich im galiläischen See so viele verfaulte Fische herum, daß eine beträchtliche Anzahl davon mit dem Netze herausgezogen wurde? (Matth. 13, 47—50.) Oder ließen die Fischer sie erst am Ufer im Netze verfaulen? Konnten die thörichten Jungfrauen (Matth. 25, 1—13) wirklich in der Nacht Öl zu kaufen bekommen? Und durften sie für ihre Versäumnis anders als auf einige Minuten zum Scherz aus dem Hochzeitshause ausgeschlossen werden, wenn die Darstellung wirklich aus dem Leben gegriffen sein soll? Gerade über diese zwei Gleichnisse sagt W. überhaupt kein Wort. Und das wäre doch dringend nötig gewesen, wenn er sie von seinem allgemeinen Urteil ausnehmen wollte. In einigen Fällen sagt er ja, daß ein Evangelist ein ursprünglich einfaches, nur Einen Gedanken ausdrückendes Gleichnis zum Zweck allegorischer Deutung auf bestimmte einzelne Dinge mit unzutreffenden Einzelheiten ausgestattet habe. Sodann erwähnen wir nur noch einen Hauptpunkt. Weinel hat viel zu wenig Auge für die Umbildung der Gleichnisse, durch die herauskommt, daß Jesus die Heiden als die Bürger des Himmelreichs bezeichnet und die Juden aus ihm ausgeschlossen habe. Dies, nicht wie bei Weinel eine (müßige) Allegorie auf die Zerstörung Jerusalems, ist der Zweck, wenn bei Matth. 22, 6 ff. im Gleichnis von der königlichen Mahlzeit die Erstgeladenen die einladenden Knechte töten und der König dafür ihre Stadt verbrennt. Die Heiden, nicht wie bei Weinel die Christen, sind als Gegensatz zu den Juden gemeint, wenn nach Matth. 21, 43 das Reich den bösen Weingärtnern genommen und einem Volke gegeben werden soll, das des Reiches Früchte bringt. (Um es behalten zu können, hätten doch auch die Juden erst Anhänger Christi werden müssen, also stehen ihnen nicht die Christen, zu denen obendrein alle dies leistenden Juden selbst mit gehören, sondern die Heiden gegenüber.) Dies war das große Thema, über das man durchaus Äußerungen von Jesus haben wollte. Die diesem Zwecke dienende Umbildung seiner Gleichnisse herauszustellen, wäre wirklich Arbeit am Leben Jesu gewesen, und zwar sehr nötige, da z. B. nicht bloß B. Weiß, sondern auch Wernle glaubt, Jesus habe zu Ende seiner Wirksamkeit sein ganzes Volk für verworfen gehalten, während alle Beweise hierfür auf solcher Umbildung seiner Worte beruhen. Den Aufsatz von Lipsius in den Jahrbüchern für protestantische Theologie 1877, S. 380—384, scheint man eben gar nicht mehr zu kennen. Jedenfalls gibt es über die Gleichnisse Jesu Dinge zu sagen, die sich durch das Operieren mit den literarisch-ästhetischen Begriffen Gleichnis und Allegorie nicht erledigen lassen.

Zürich. Prof. P. Schmiedel.

Ziller, F., Professor am Ratsgymnasium in Osnabrück. Die biblischen Wunder in ihrer Beziehung zu den biblischen Welt- und Gottesvorstellungen. (Nr. 38 der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte). Tübingen, Mohr, 1904. 37 S. 8°. Preis 80 ₰.

In feinsinniger Weise verfolgt der Verfasser die Vorstellungen, die sich die biblischen Schriftsteller vom Wesen der Wunder machen, und ihre Umbildung im Laufe der Jahrhunderte. Also nicht die Tatsächlichkeit, sondern nur den Begriff der Wunder untersucht er. In dieser Beschränkung seines Stoffes erreicht er aber wirklich schöne, zum Teil überraschende Resultate, und wenn auch manches zu beanstanden oder zu ergänzen bleibt, so hat man an dem Vortrage doch ein Muster eindringender religions-psychologischer Untersuchung, das auch für verwandte Forschungen anregend werden kann. Genau genommen wandelt sich freilich der Wunderbegriff nur so lange, als der Gottesbegriff noch Wandlungen erfährt. Von der Rückkehr aus dem babylonischen Exil an ist das Problem weit weniger dies, welche neuen Vorstellungen man mit dem Wunder verbindet, als das andere, warum die Ausdehnung des Wunderglaubens trotz der Vergeistigung und der Ethisierung des Gottesbegriffs so stark zunimmt. Den größten Teil der Schrift nimmt die Besprechung des Alten Testaments ein und auf dem neutestamentlichen Gebiet zeigt sich der Verfasser auch weniger gut unterrichtet. Zu wünschen wäre eine reichliche Angabe der einzelnen Stellen, auf die er sich stützt. Ohne sie lassen sich seine Ansichten nicht nur nicht nachprüfen, sondern sie machen auch weniger Eindruck.

Zürich. Prof. P. Schmiedel.

Krüger, Gustav, ord. Prof. der Theologie in Gießen. Kritik und Überlieferung auf dem Gebiete der Erforschung des Urchristentums. Zweiter, um ein Nachwort vermehrter Abdruck. Gießen, Ricker, 1903. 32 S. 8°. 60 ₰.

Eine echte Rektoratsrede, aus der die Vertreter der anderen Fakultäten auf alle Fälle haben sehen können, daß die Theologie sich den übrigen Wissenschaften ebenbürtig an die Seite stellen darf, wenn sie im Sinne des Verfassers betrieben wird. Ausgehend von Harnacks berühmt gewordenem Satze: „wir sind in der Kritik der Quellen des ältesten Christentums ohne Frage in einer rückläufigen Bewegung zur Tradition" formuliert der Redner als ein Hauptgebot der geschichtlichen Kritik: Du sollst die Überlieferung nicht mißachten. Gewiß ist dies richtig und ebenso der andere Satz, daß zur Mißachtung der Überlieferung der am meisten neigt, dem sie Fesseln für seine Forschung anlegt, worüber wir jetzt immer mehr hinaus sind. Und doch besteht bei dieser Formulierung die Gefahr, die Übe-lieferung als eine Größe eigner Art zu betrachten, die eine spezifische Art von Respekt erfordern und zu freiwilligem Verzicht auf energische Anwendung kritischer Grundsätze führen müsse, wenn diese zu Ungunsten der Überlieferung ausschlagen könnte. Wer die Art der heutigen Arbeit an der Geschichte des Urchristentums kennt, wird schwerlich leugnen können, daß diese Gefahr keineswegs überall vermieden wird. Wir möchten daher lieber so formulieren: man soll der Überlieferung ganz auf gleicher Linie mit den übrigen Beweismitteln den Einfluß auf das Resultat der Untersuchung einräumen, den sie vermöge der ihr innewohnenden Beweiskraft verdient. Freilich ist mit solchen Allgemeinheiten nicht viel getan. Wichtiger scheint es uns, zu erwähnen, daß der Redner die Stelle, die auf Zustimmung zu der Überlieferung von einem Aufenthalte des Apostels Petrus in Rom gedeutet werden konnte, im Nachwort dahin erläutert, daß hier mehr noch als anderswo ein non liquet am Platze sei.

Zürich. Prof. P. Schmiedel.

A. Kind. Mancherlei. Heidelberg. Evang. Verlag. 89 S. 1 ℳ. (Der Ertrag ist zum Besten des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins bestimmt.)

„Ein Prediger hat nicht bloß auf der Kanzel, sondern auch unter der Kanzel zu lehren", ist ein bekannter Satz der Pastorallehre. Unter der Kanzel, das heißt auch heute sehr oft: von einem Pulte aus oder durch eine zeitgemäße Broschüre, Das hat Aug. Kind mit diesem Büchlein auch getan. Es sind Aufsätze. die teilweise schon in „der Kirche", im „Protestant" und im „Protestantenblatt" zum Abdruck kamen und nun hier gesammelt und vermehrt erscheinen. Es waren einmal Vorträge, die Kind an Familienabenden der Gemeinde der Neuen Kirche in Berlin gehalten hat, über Handschriften der Menschen, über Pünktlichkeit, Natürlichkeit, über das Wetter, über Nervosität, Steuern, über Spiritismus, über die chinesischen Wirren usw. Ich habe alle Abhandlungen gelesen und gesehen, wie pädagogisch, wie klug und ohne Falsch Kind seine Gemeinde und seine Leser über Dinge zu belehren sucht, die wirklich wichtig sind, und die wir noch nicht alle auf der Kanzel sagen können. Es ist alles wohl überlegt, was da gesagt wird und hat alles seinen guten erziehlichen Zweck. Die Wahl der Themata und die Ausführung können als musterhaft gelten für Redner, die in Gemeinden oder ernsten Vereinen eine ähnliche Aufgabe sich stellen. O. Veeck.

Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 54: J. Geffken, Aus der Werdezeit des Christentums, Studien und Charakteristiken. Leipzig, B. G. Teubner. Preis des Bändchens geb. 1,25 ℳ.

Das Büchlein läßt uns einen interessanten Blick tun in die Entstehungsgeschichte des Christentums. Die nivellierende Arbeit der Geschichtswissenschaft hat auch auf diesem Gebiete ihre Wirkung nicht verfehlt. Viele früher ganz sichere Ergebnisse sind heute abgetan oder wenigstens zu Problemen geworden, deren Erforschung noch keineswegs abgeschlossen ist. Wer hier einmal einen kurzen, orientierenden Einblick gewinnen will, der greife zu diesem Büchlein. Er kann sich seiner Leitung vertrauensvoll anvertrauen. Bei aller streng wissenschaftlichen Methode hat sich der Verfasser doch einen offenen Blick für die Größe des Christentums bewahrt; er bekennt zum Schluß trotz der mancherlei wissenschaftlichen Erklärungen, die er gegeben hat, daß der Sieg des Christentums zu den historischen Wundern gehört, deren Ursachen uns stets ein „Ignorabimus" bleiben, ein Geheimnis, immer wieder lockend, immer wieder sich verhüllend, wie das Wesen Jesu Christi selbst. K.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 37.

Bremen
Berlin.

10. September 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Vom Protestantenverein. — Die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. III. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Vom Protestantenverein.

Wir sind (als Protestantenverein) nicht dazu da, um Propaganda zu machen für irgend eine, etwa die rationalistische Ansicht über die Bibel, wir sind nicht hier, um über irgend eine Ansicht zu Gericht zu sitzen — — allen verschiedenen Richtungen in der Kirche auch über diesen Gegenstand muß freier Raum gelassen werden, so lange sie überhaupt eine wissenschaftliche Berechtigung im Laufe der Zeiten gewonnen und mit dem christlichen Bewußtsein nur irgendwie in Übereinstimmung stehen. Es ist nicht unsere Absicht, nur so ins Blaue hinaus einen allgemeinen Boden zu schaffen, auf welchem überhaupt nur jede Meinung, welche sie auch sei, in der Kirche soll eine Geltung gewinnen. Nein! Wir haben nach zwei Seiten hin eine bestimmte Begrenzung: nach der einen Seite da, wo überhaupt alle religiösen Anknüpfungspunkte fehlen und wo dann natürlicherweise auch die heilige Schrift keine andere Geltung mehr hat, als die eines veralteten Märchenbuches; — — auf der anderen Seite nicht etwa die, daß wir eine supranaturalistische Auffassung desavouieren wollen — -- sobald überhaupt noch von Gott die Rede ist, so ist das Verhältnis zu einer übersinnlichen Macht im Menschen gesetzt; ohne dieses supranaturale Element gibt es keine Religion. Ebenso betrat jeder unter uns wiederum seine eigene Individualität, das eigene Recht, über diese Dinge zu denken und sich die religiöse Wahrheit für sich zum persönlichen Eigentum zu schaffen. Die Grenze aber nach dieser Seite ist für uns da, wo der Orthodoxismus beginnt, der Grundsatz der Alleinberechtigung einer festgestellten theologischen Ansicht. — — Unduldsamkeit ist es, was wir nach jeder Seite bekämpfen. — — Die Frage aber über die Geltung der Bibel halten wir für hochwichtig, weil — — sie in der ganzen Anschauung der Gemeinde eine andere geworden ist, als früher. — — Es ist von größter Wichtigkeit, daß in unserer protestantischen Kirche dieses Buch fortwährend gelte als das eigentliche Volksbuch. — — Auf der Geltung der Bibel beruht die eigentliche Religiosität im Gegensatz gegen die katholische Kirche, wie gegen den Dogmatismus. — — Warum ist sie das Volksbuch nicht mehr? Weil sie nicht mehr verstanden wird. Der naive Glaube: „diktiert vom heiligen Geiste", hat aufgehört und wo man nun das Buch mit anderen Augen ansieht, weiß man nicht, was man daraus machen soll. Das Volk muß in das rechte Verständnis der Bibel eingeführt — — und in den Stand gesetzt werden, den unaussprechlich großen Schatz in ihr zu heben und sich anzueignen. —

Zittel
auf dem 7. Protestantentage
(Bremen 1868).

Die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

III.

Der wackere Gottfried Keller schildert einmal, wie etliche Jesuitenväter Zeugen des phantastischen Aufzugs sind, mit welchem eine afrikanische Prinzessin vor einem portugiesischen Admiral erscheint. Im Gefolge der schwarzen Hoheit befinden sich auch einige Zauberpriester. Meister Gottfried bemerkt dazu: Die ehrwürdigen Väter sehen sich den Hokuspokus ihrer schwarzen Kollegen mit weltmännischer Überlegenheit an und lernten von ihnen, was zu lernen war.

So sollten wir Protestanten auch unserseits von den Versammlungen Deutscher Katholiken, ihren Veranstaltungen und ihren Teilnehmern, bei aller inneren Ablehnung, lernen, was zu lernen ist: Unermüdliche Rührigkeit und unverdrossene Ausdauer, selbstvergessene Opferwilligkeit und musterhafte Disziplin.

Daß wir von unseren katholischen Mitbürgern innerlich durch eine ganze Welt geschieden sind, wurde uns freilich durch den jüngsten Katholikentag aufs neue schmerzlich klar. Dreierlei war es, was uns teils befremdet, teils abgestoßen hat: eine unverkennbare innere Gebundenheit, eine schwer verzeihliche Unaufrichtigkeit und — gelinde ausgedrückt — ein beschämender Mangel an nationaler Delikatesse.

1. Von den zu Regensburg gehaltenen Ansprachen, Reden und Vorträgen können einige als rhetorische Meisterstücke bezeichnet werden. Die Begrüßungsansprache des zum 1. Präsidenten erwählten preußischen Justizrates Dr. Porsch und die Rede, die der sattsam bekannte Bamberger Domdekan Dr. Schädler über die Schulfrage hielt, waren von hinreißender Wirkung und von großer agitatorischer Kraft. Inhaltlich aber trug alles, was in Regensburg gesagt worden ist, den Stempel der Unfreiheit: nicht eine einzige Regung geistiger Sonderheit, kein Aufblitzen neuer, schöpferischer Ideen, kein Zeichen freier, selbständiger Gedankenarbeit konnten wir gewahren; nicht einen einzigen Naturlaut ursprünglicher religiöser Empfindung, kein Zeugnis bewegter und herzbewegender Innerlichkeit bekamen wir zu hören. Die einzige Rede vorwiegend religiösen Charakters, die auf dieser angeblich ganz unpolitischen Versammlung gehalten worden ist, war die des Bonner Professors Dr. Esser über „die Erneuerung der Welt durch Christus". Sie enthielt nichts als eine Aneinanderreihung der alltäglichsten Gemeinplätze. Und so bewegten sich die Redner samt und sonders mit tadelloser Obedienz in den von der Kirche sanktionierten Bahnen und in dem von der geistlichen Autorität approbierten und unter ihrer Zucht angeeigneten Gedankenkreis.

Besonders deutlich zu Tage treten mußte diese Gebundenheit in dem Vortrag über „katholische Wissenschaft", womit Professor Dr. Schnürer aus Freiburg in der Schweiz die 2. allgemeine Versammlung eröffnet hat. Bezeichnend ist, wie dieser Gelehrte sich und seine Zuhörer über den in seinem Thema liegenden Widerspruch hinwegzutäuschen suchte: Ebenso wie wir stolz darauf sind, deutsche Wissenschaft zu pflegen, ebenso freudig wollen wir bekennen, daß wir katholisch sind. Auch der Begriff, „deutsche Wissenschaft" setzt eine gewisse Gebundenheit der Sympathien, der Anschauungen voraus. Wenn wir von deutscher Wissenschaft sprechen, wissen wir sehr gut, daß wir nicht durch die Bezeichnung deutsch gefesselt werden, daß wir jederzeit in der Lage sein werden, unsere Gefühle, unsere vorgefaßten Meinungen — wer hat die nicht? — in Einklang zu bringen mit den neuesten Ergebnissen der Forschung. Ebenso

ist es mit dem Glauben. Die Satzungen des Glaubens sind für uns keine Fesseln; wir haben sie angenommen als feste Überzeugungen durch unseren Verstand". Wir sehen völlig ab von der trügerischen Parallele zwischen „deutscher" und „katholischer" Wissenschaft. Nur dem beifallslustigen Publikum einer Katholikenversammlung konnte ein derartiges Taschenspielerkunststückchen imponieren. Statt dessen erinnern wir uns daran, welche philosophischen, naturwissenschaftlichen und historischen Aussagen jene „Satzungen des Glaubens" in sich befassen und wundern uns über den Heroismus, womit katholische Gelehrte sich entschließen, in solchen versteinerten Überresten überwundener Weltanschauungen nicht Fesseln der wissenschaftlichen Forschung, sondern lediglich „leuchtende Leitsterne auf den Pfaden des irdischen Lebens" zu erblicken.

Die gleiche kritik- und willenlose Unterwerfung unter die Autorität war selbstverständlich auch auf Seiten der Zuhörer vorhanden. Keinerlei Diskussion fand statt; kein Zeichen des Widerspruchs regte sich. Alles, was dargeboten worden ist, wurde mit blinder Gläubigkeit hingenommen. Am Schluß jeder Rede erhob sich regelmäßig ein brausender Beifallssturm. Es war wieder einmal genau so, wie es der Spektator im vierten seiner kirchenpolitischen Briefe geschildert hat: „Man kommt nicht zusammen, um wirklich und verständig zu beraten, sondern um eine wohlvorbereitete Komödie zu bestellen, bei der die Rollen von vornherein verteilt sind."

Doch das hatten wir nicht anders erwartet. Wilhelm Wundt hat vollkommen Recht mit seinem Urteil, daß der Trieb nach Gebundenheit vielleicht noch ebenso mächtig, wenn nicht noch mächtiger ist in der heutigen Kultur wie ehedem. Was wir aber wohl hätten erwarten können, das ist ein größeres Maß von Redlichkeit.

2. Schon in unserem ersten Artikel haben wir auf die unehrlichen Lamentationen hingewiesen, mit denen man die Einladung nach Regensburg volltönender gemacht hat. Die Töne, die in dieser Einladung angeschlagen worden sind, ließ man auch auf der Versammlung fortklingen. Dabei hat man nur übersehen, wie wenig zu diesem Lamento über Verfolgung der Kirche 2c. die Selbstgefälligkeit paßte, womit man die Aktion und gegenwärtige Lage der Katholiken Deutschlands als einen Gegenstand der Bewunderung und des Neides aller Welt hinzustellen liebte.

Der erste Präsident der Versammlung, Dr. Porsch, hat gelegentlich gesagt, die Katholiken erstrebten für sich im Reich nichts anderes als die Stellung, die den Protestanten in Bayern eingeräumt sei. Das klingt wie blutiger Hohn. Wer die Verhältnisse in Bayern kennt, erblickt in der prekären Lage der dortigen Protestanten kein beneidens- und erstrebenswertes Los. Dr. Porsch kennt diese Verhältnisse nicht. Darum rechten wir nicht mit ihm.

Schärfere Beurteilung verdienen aber die Herren Gymnasialprofessor Link von Regensburg und Abgeordneter Gröber von Heilbronn. Diese Männer haben sich nicht gescheut, das Schreckgespenst eines unmittelbar bevorstehenden Kulturkampfes an die Wand zu malen. Als ob sie nicht so gut wie wir wüßten, daß bei der gegenwärtigen politischen Konstellation und bei den bekannten Gesinnungen des Kaisers eine Erneuerung des Kulturkampfes absolut ausgeschlossen ist!

Ebenso unehrlich war die Art und Weise, wie der Zwist der Konfessionen behandelt worden ist. Völlig zutreffend hat Dr. Porsch daran erinnert, daß „die konfessionelle Spannung an Grenzen gehe, die kaum noch erträglich seien". Vergeblich aber warteten wir auf das Eingeständnis — wir wollen gar nicht einmal sagen: der eigenen Schuld, sondern nur — eigenen Mitschuld. Vergeblich warteten wir auf eine Desavouierung der Denifle und Konsorten, vergeblich auf eine unzweideutige Mißbilligung ihres ruchlosen Handwerks. Angesichts dieser pharisäischen Unbußfertigkeit haben alle Beteuerungen konfessioneller Friedensliebe gar keinen Wert. Und was man sich bei der großen Parade zu Regensburg an konfessioneller Polemik klugerweise versagt hat, holen alsbald im literarischen Kleinkrieg und in wüster Zeitungsfehde die ultramontanen Pamphletisten reichlich nach.

Nichts weniger als ehrlich war ferner die Geschäftigkeit, mit der man den politischen Charakter der Regensburger Versammlung zu verhüllen bemüht war. Dr. Porsch konnte sich darin gar nicht genug tun. Und doch hat es sich bei der heurigen Tagung wieder einmal um nichts anderes gehandelt, als um eine Heerschau der ultramontanen Partei. Natürlich will man das nicht Wort haben, um desto sicherer die Gesamtheit der deutschen Katholiken vor den Parteiwagen des Zentrums zu spannen. Die Münchener „Allgemeine Zeitung" hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Hauptredner des Katholikentages Zentrumsabgeordnete waren und daß die Beratungsgegenstände nicht interne Fragen der katholischen Kirche betrafen, sondern fast ausnahmslos der Politik entnommen waren: Aufhebung des Jesuitengesetzes, Wiederherstellung des Kirchenstaates, Förderung der Landwirtschaft, des Kaufmanns- und des Handwerkerstandes 2c. 2c.

Unehrlich war endlich die Markierung einer tödlichen Feindschaft zwischen Zentrum und Sozialdemokratie, die man, in Gegenwart einer bayerischen Prinzessin, durch den Württemberger Gröber besorgen ließ. Wir hätten viel eher erwartet, daß man Herrn von Vollmer, den früheren päpstlichen Gardisten, und seine Gefolgschaft zu Ehrenmitgliedern des Katholikentages ernennen würde. Leute, die sich rühmen, die bekannten Pilatusbriefe gegen den Grafen Hoensbroech veranlaßt zu haben, Leute, mit deren Hülfe man die Herrschaft des Klerikalismus in Bayern zu verewigen hoffen darf, — solche Leute gehörten in Regensburg nicht auf die Anklagebank, sondern an den Honoratiorentisch.

3. Die Mitglieder der Regensburger Versammlung haben es nicht daran fehlen lassen, ihren Patriotismus zu beteuern. Das ist ihnen ja erheblich leichter gemacht, seitdem in deutschen Landen Katholisch Triumph ist. Dennoch bezichtigen wir sie des Mangels an nationaler Feinfühligkeit.

Wie man einem französischen Seminardirektor begeistert zujubeln mag, wenn er die Katholiken Deutschlands dazu beglückwünscht, daß sie Bismarck zum demütigenden Canossagang gezwungen hätten, das verstehe, wer kann. Von einem Fremdling sich auf Kosten des eigenen Landsmannes loben lassen, geht über unsere Begriffe von nationaler Reizbarkeit und vaterländischem Empfinden.

In der ersten öffentlichen Versammlung sprach Oberlandesgerichtsrat Roeren über „Papsttum und Ultramontanismus". Mit Hohn und Spott übergoß er diejenigen, die ein „religiöses" Papsttum fordern. Mit Nachdruck erklärte er, „das Papsttum hat niemals darauf verzichtet, die Grundsätze der Kirche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zur Geltung zu bringen und man würde sich mit der ganzen katholischen Vergangenheit in Widerspruch setzen, wenn es anders werden sollte". „Entweder Kirche und Papsttum mit ihrer Weltmission oder überhaupt keine Kirche und kein Papsttum." Wenn diese Tiraden einen Sinn haben sollen, so kann damit — nach Ablehnung eines „religiösen" Papsttums — nur gemeint sein: Universalmonarchie des römischen Hierokraten nach mittelalterlichem Vorbild! Wer darin sein Ideal erblickt, kann nicht mehr ohne wesentlichen Vorbehalt anstimmen „Deutschland, Deutschland über alles."

In seiner Rede zur Schulfrage hat Dr. Schädler nicht bloß die Konfessionalisierung der Volksschule, sondern auch diejenige der Mittelschulen und Universitäten gefordert. Die klerikale Presse hat diesen offenbar noch inopportun erscheinenden Passus der Schädlerschen Rede unterdrückt, er steht aber fest. Wir Protestanten könnten einer derartigen Scheidung der Schulen insofern gelassen entgegensehen, als sich dann ja bald

genug zeigen würde, was der Katholizismus aus eigener Kraft an geistiger und sittlicher Bildung zu bieten vermag. Es ginge aber auf Kosten der Einheit unserer deutschen Kultur. Auf dieser Einheit beruht ein großer Teil unserer nationalen Größe und Kraft. Wer diese Einheit zerreißen will, versündigt sich am deutschen Vaterland. Wenn es dem Dr. Schädler an dieser Erkenntnis gebricht, so fehlt ihm und allen denen, die ihm zugejubelt haben, die Unbedingtheit und volle Stärke einer Staatsgesinnung, die aus der Freude am eigenen Volkstum erwächst und an die Größe seiner geschichtlichen Sendung glaubt.

Wenn die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands Veranstaltungen wären, bei denen das innerste Wesen des Katholizismus zu Tage tritt, dann müßten wir nach unseren Eindrücken vom Regensburger Katholikentag klipp und klar bekennen, daß der Katholizismus eine Kulturstufe repräsentiere, die überwunden werden muß.

Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Professor lic. Dr. Arnold Meyer von der theologischen Fakultät in Bonn, Missionsdirektor Georg Haccius in Herrmannsburg von der theologischen Falkultät in Göttingen und Professor Alfred Berthold in Basel von der theologischen Fakultät in Straßburg wurden zu Ehrendoktoren der Theologie ernannt.

Kirchentag in Worms. Zu unserer Notiz werden wir berichtigt, daß alle Synodalen, auch die Liberalen, Anfang September eingeladen werden sollen. Wir nehmen gern von dieser Berichtigung Notiz.

Protestantisches.

(Berlin.) Folgende erfreuende Notiz geht uns von einem Freunde unseres Blattes zu:

In dem zwischen dem Propst von St. Petri Freih. v. d. Goltz und dem Berliner Magistrat schwebenden Streit über die Besetzung der zweiten Diakonatsstelle an der Petrikirche ist nunmehr die Vorentscheidung des Evangelischen Oberkirchenrats eingegangen.

Danach hat der Propst gegenüber dem patronatlichen Präsentationsrecht des Magistrats kein demselben gleichwertiges formales Zustimmungsrecht dergestalt, daß eine Präsentation für die Stelle nur bei Übereinstimmung zwischen Propst und Magistrat zu stande kommen könnte. Wohl aber steht es dem Propst frei, gegen die von dem Magistrat erfolgte Präsentation Einwendungen geltend zu machen, über deren Erheblichkeit die kirchliche Aufsichtsbehörde dann noch vor der Vorstellung des Gewählten an die Gemeinde (§ 329 II 11. Allg. Landrecht) zu entscheiden hat.

Das königliche Konsistorium, welches die Präsentation des Pfarrer Heyn aus Greifswald für die erledigte zweite Diakonatsstelle an St. Petri schon deshalb zurückgewiesen hatte, weil es an der Übereinstimmung zwischen Propst und Magistrat ermangelte, ist jetzt von dem Evangelischen Oberkirchenrat mit der sachlichen Entscheidung über die Erheblichkeit der von dem Propst erhobenen Einwendungen beauftragt worden.

Fällt dieselbe zu Gunsten des Magistrats aus, so erfolgt die Vorstellung des Pfarrer Heyn an die Gemeinde, bei welcher gegen Lehre und Wandel desselben noch Einspruch erhoben werden kann. Im entgegengesetzten Fall kann von neuem die Entscheidung des Evangelischen Oberkirchenrats angerufen werden.

(Elsaß-Lothringen.) Das Ende des Famecker Kirchhofsstreites. Der Famecker Friedhof war bekanntlich von dem Bischof mit dem Interdikt belegt worden, weil dort ein Protestant beerdigt worden war. Die unduldsame Handlungsweise des Bischofs, die noch dazu einen gesetzwidrigen Übergriff bedeutete, hatte eine lebhafte Erregung der öffentlichen Meinung zur Folge, und auch der Kaiser soll dem Bischof sein Mißfallen darüber ausgesprochen haben. Das Interdikt wurde darauf zurückgezogen. Wie aus einer Bekanntmachung des Kreisdirektors in Diedenhofen hervorgeht, beabsichtigt jetzt die Gemeinde Fameck in dem neuanzulegenden Kirchhof unter Zustimmung der Regierung eine besondere Abteilung für Protestanten einzurichten. Der Bischof hat es also erreicht, daß die Famecker Katholiken „protestantenrein" beerdigt werden. Seine „Niederlage" in dem Kirchhofsstreit ist ganz von derselben Art, wie die Niederlage des Trierer Bischofs Korum in dem Schulstreit. Beide haben formell nachgegeben, haben aber sachlich alles erreicht, was sie erreichen wollten. — Zur Übertrittsbewegung in Spittel meldet die „Neue Saarb. Ztg.", daß wieder die Aufnahme von etwa 20 Personen in die evangelische Kirche in Aussicht steht. Es handle sich meist um aus Böhmen stammende Arbeiterfamilien, denen die unduldsame Behandlung eines der Kameraden den letzten Rest von Bedenken, ihre alte Kirche zu verlassen, verscheucht habe. (Aus der „Straß. Ztg." 199.)

Ausland.

(Österreich). Aus Cilli (Mahrenberg) den 29. Aug. 1904 schreibt uns ein Freund: In Cilli in Süd-Steiermark fand gestern am 28. August programmäßig die feierliche Grundsteinlegung der neuen Christuskirche, welche durch die zu engen Raumverhältnisse der bisherigen aus einer periodischen Schreinerwerkstätte zum Gotteshaus zurückverwandelten Kirche zur wohlbegründeten Notwendigkeit geworden ist, statt. Unter der allgemeinen Teilnahme der Bevölkerung, die diesen Akt zu einem Ereignis in der Geschichte Cillis gestaltete, nahm die Feier von $4^1/_2$ Uhr nachmittags an einen erhebenden Verlauf. Zuerst Festzug von der Kirche in der Gartenstraße ab durch die ganze Stadt zum neuen außerhalb der Stadt in herrlicher Umgebung gelegenen Platz: voran zwei Herolde in altdeutscher Tracht mit zwei Standarten: „Evangelisch bis zum Sterben" und „Deutsch bis in den Tod hinein", dann die festlich gekleideten Kinder, hernach Presbyterium, Abgeordnete vom Gustav Adolfverein usw. und darauf die etwa ein Dutzend Köpfe starke Geistlichkeit, der sich zwei schwäbische und ein schweizerischer Theologe anschlossen, ging der Zug unter Vorantritt des städtischen Musikkorps zunächst zum Marktplatz mit dem Standbild Josef II., zu dessen Füßen als dem „unvergeßlichen Schirmherrn religiöser Toleranz" ein Lorbeerkranz niedergelegt wurde, worauf die vielhundertköpfige Versammlung das Lied sang: „Deutschland, Deutschland über alles", eine großartige Demonstration an dieser Stätte, die ein paar slovenische Schreier vergeblich zu stören suchten. Dann die eigentliche Grundsteinlegung, die durch eine mit zahlreichen historischen Anknüpfungen gespickte Rede des Pfarrers Fritz May und die darauf folgende des Superintendenten (derselben Konf.) Schack in Wien eingeleitet wurde. Letzterer tat den ersten Hammerschlag, worauf die Vertreter des Gustav Adolf-Vereins und Evangelischen Bundes folgte, hernach die übrigen Ehrengäste und Hauptgemeindeglieder der Reihe nach. In geschickter Weise war zum Grundstein der neuen Kirche ein Stein von der Ruine der alten durch die Gegenreformation im Jahre 1600 gewaltsam zerstörten Kirche zu Scharfenau, eine Stunde von Cilli, verwertet worden.

Auch am Abend bei der gemütlichen Feier im „Waldhaus", das dicht gefüllt war, hatten die Vertreter vom Gustav Adolf-Verein und Evangelischen Bund den Vorrang. Nicht ohne Grund. Waren es doch nicht bloß platonische Grüße, die sie der Gemeinde zu ihrem neuen Unternehmen darbrachten, sondern solche mit metallischem, gewichtigem Klang. Vom Vorstand des Gustav Adolf-Vereins in Leipzig (durch Prof. Ritechel vertreten) 500 Mk. Vom Vorstand des Evangelischen Bundes in Halle unter verschiedenen Titeln 1300 Mk. Den Rekord aber erreichte Geh. Justizrat Elze, der Vorstand des Hauptvereins des Evangelischen Bundes in Halle, dessen Patenkind Cilli ist, mit nicht weniger als 4500 Mk. Insgesamt müssen auf

diese Weise mindestens 10 000 Mk. angekündigt worden sein, so daß die Gemeinde nahezu die Hälfte der akkordierten Summe 25 000 Mk.) bei einander haben dürfte. Von den Reden des Abends sei als die sympathischste nur die des Dr. Zanger in Laibach hervorgehoben, der, selbst Neuprotestant, nach einleitender Zusammenstellung von Luther, Bismarck und Stapen, dessen begeisterter Anhänger er ist, schildert, was ihn zu der evangelischen Kirche getrieben habe und was er dieser verdanke: Daß das Bild Christi in unauslöschlicher Weise in seine Seele eingegraben sei. Von den sonstigen Reden gebietet Raum wie Übermüdung hier abzusehen. Nur das eine sei noch erwähnt, daß die Notiz in Nr. 33 dieses Blattes mit ihrem Hinweis auf Cilli Frucht getragen hat, insofern die zwei schwäbischen Theologen, deren einer die Reihe der Redner schloß, eben durch sie veranlaßt wurden, ihr Reiseziel auf den 28. August auf Cilli festzusetzen, so daß Nord- wie Süddeutschland in einträchtiger Weise zusammenwirkte, um der Gemeinde Cilli, die einen so vorgeschobenen Posten des Deutschtums wie der evangelischen Kirche bildet, die Teilnahme der deutschen evangelischen Welt vor Augen zu führen. Möge die Wirkung nicht ausbleiben!

Vereine und Versammlungen.

Braunschweig, 19.—22. September. Theologischer Ferienkursus. Professor D. Bornemann, Pfarrer zu St. Nicolai in Frankfurt a. M., wird in 5 Stunden lesen über „Religion und Konfession“; Professor D. Guthe in Leipzig in 3 Stunden über „den Einfluß der alttestamentlichen Propheten auf das jüdische Gesetz“; Professor D. Simons in Berlin in 3 Stunden über „die Gleichnisse und die Wunder Jesu in Predigt und Unterricht“. Alle Theologen Braunschweigs und der anstoßenden Landesteile, ohne Unterschied der theologischen Richtung, werden zu diesem Kursus freundlich eingeladen. Beitrag 4 Mk. Anmeldungen bis zum 5. September an Pastor Rahlwes, Braunschweig, Okerstraße 3. Freiquartiere stehen zur Verfügung; Anträge auf solche, sowie Bestellung von Wohnung in Schraders Hotel (zum ermäßigten Preise von 3 Mk. einschl. Frühstück) beizufügen. Alle Versammlungen in Schraders Hotel Gördelingerstraße.

Berlin, 4.—14. Oktober. Apologetischer Instruktionskursus vom Zentralausschuß für Innere Mission in der Universität: 1. Prof. D. Ihmels-Leipzig über: „Aufgabe und Methode der Apologetik“ (2—3 Stunden). 2. Privatdozent Dr. Schwarz-Halle über: „Der moderne Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip“ (4 Stunden). 3. Prof. Dr. jur. et phil. Wilhelm Kähler-Aachen über: „Die sozialen Aufgaben des Staates mit besonderer Berücksichtigung von Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung (6—7 Stunden). 4. Hofprediger a. D. D. Stöcker-Berlin über: „Die soziale und volkserzieherische Aufgabe der Kirche“ (3 Stunden). 5. Prof. D. Seeberg-Berlin über: „Jesus Christus“ (6 Stunden). 6. Prof. D. Emil Mayer-Straßburg über: „Christentum und Kultur“ (3 Stunden). 7. Privatdozent Dr. phil. Ballod-Berlin über: „Industrie und Landwirtschaft unter sozialethischen Gesichtspunkten“ (3 Stunden). 8. Prof. Lic. Dr. Grützmacher-Heidelberg über: „Das Christentum und die moderne Literatur“ (3 Stunden). 9. Sanitätsrat Dr. med. Hans Laehr-Zehlendorf über: „Nerven und Seele“ (2—3 Stunden). 10. Prof. D. Stange-Greifswald über: „Hartmann und Nietzsche“ (3 Stunden).

Mitgliedskarte 3 Mark. Anmeldungen bis zum 15. September an den Zentralausschuß für die Innere Mission in Berlin W. 35, Genthinerstraße 38.

Chemnitz, 29. und 30. September. Sächsische kirchliche Konferenz, Ferienkursus, Handwerkervereinshaus, Herrenstr. 11. Professor D. Deißmann-Heidelberg: „Die Schriftdenkmäler in der römischen Kaiserzeit und das Neue Testament.“ Professor D. Guthe-Leipzig: „Der Einfluß der alttestamentlichen Propheten auf das jüdische Gesetz.“ — Anmeldungen an Sup. D. Meyer, Zwickau, bis 26. September.

D. Fr. Naumann, Demokratie und Kaisertum. 3. Auflage, 8—14. Tausend, geb. 2.— ℳ, br. 1.20 ℳ.

Das Werk hat bei seinem ersten Erscheinen ungeheures Aufsehen erregt. In kürzester Zeit waren 7000 Exemplare vergriffen. Die neue Auflage ist völlig umgearbeitet und behandelt die gegenwärtige, politische Lage von vaterländischem und sozialem Standpunkt aus. Wenn durch den Streit der Parteien viel Unklarheit hervorgerufen wird, so beleuchtet das Buch die Masse politischer Fragen von großen, einheitlichen Gesichtspunkten aus, und wird dadurch zu einem politischen Bildungsmittel von größter Bedeutung. Demokratie und Kaisertum nicht als Gegner, sondern als zwei Faktoren, deren Wirkung sich ergänzen soll, das ist die Richtlinie des Buches, nach der die Gedanken sich ordnen. Wer sich ein klares politisches Urteil bilden will, greife zu „Demokratie und Kaisertum“.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Aerztliche Autoritäten warnen vor der Brennscheere,
denn sie ertötet die Haarpapillen, bewirkt Haarausfall, vorzeitiges Ergrauen, Kopfschmerz u. dergl. Deshalb benutze jede Dame nur noch „Papillota“. Dieses neue Präparat ist praktisch u. verblüffend in seiner Wirkung, denn es lockt und kräuselt und erzeugt die herrlichsten natürlichen Locken selbst bei Transpiration und feuchter Luft; es dient gleichzeitig als Haarwasser, zur Stärkung und Erhaltung des Haares. Wir versenden „Papillota“ à Fl. (ca. 1 Jahr reichend) zu 3 ℳ 2 Fl. 5 ℳ gegen Nachnahme oder Voreinsendung u. vergüten bei Nichtconvenieren den Betrag zurück.
1000 Mk. Belohnung demjenigen, der uns nachweist, daß uns die v. Anerkennungen nicht freiwillig zugegangen sind.
Gratisbroschüre mit nützlichen Rezepten zur rationellen Schönheitspflege.
A. Pfeiffers Laboratorium Universum Frankfurt a. M. [7

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Pilgersheimerstr. 2/II.

Soeben erschienen:
Die Lehre vom Sohne Gottes.
Von Pfarrer **Altherr,** Basel.
Preis 1 Mk.
Die Schrift verdankt ihre Entstehung einem Preisausschreiben der Ludwigsstiftung, deren Kuratorium eine populäre Darlegung der Lehre vom Sohne Gottes in den verschiedenen Religionen verlangte. Pfarrer Altherr, Basel, ein angesehener Schriftsteller auf religiösem Gebiet, gewann mit der vorliegenden Schrift den Preis.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen, sowie der unterzeichnete Verlag entgegen.
Carl Schünemann, Bremen.

Soeben erschien:
Ausfahrt
Gedichte
von
Friedrich Wiegershaus.
Preis geh. Mk. 1.50,
gebunden Mk. 2.50.
Niedersachsen-Verlag von
Carl Schünemann, Bremen.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.